



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue historische Literatur. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Neue historische Literatur.

Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft von Ch. Th. Berthes. 1. Band. Das südliche und westliche Deutschland. Gotha. 1812.

### 1.

Zu dem ausgezeichneten Werk, welches der Titel den Lesern d. Bl. anzeigt, war Berthes vor vielen andern befähigt. Durch seine Schriften über das deutsche Staatsleben vor der Revolution und das Leben von Friedrich Berthes hat er bewährt, wie vertraut er mit der Geschichte jener Zeit ist, namentlich das letzte Buch stellt einen großen Fortschritt in der politischen Biographie vor. Friedrich Berthes war selbst keine große Persönlichkeit, aber durch seine vielseitigen Verbindungen und die Ereignisse wurde er ein Ohr der Zeit, und die an ihn gerichteten Briefe, welche uns der Sohn mittheilt, bieten treffliches Material für die Geschichte jener Tage. Daneben ist das Buch sehr gut geschrieben, und wir können nur bedauern, daß nicht die Aufgabe Steins Leben zu schildern einer ähnlich kunstfertigen Hand zugefallen ist. Diesmal löst Berthes eine größere Aufgabe: Darstellung der Einwirkungen, welche die französische Umwälzung auf Deutschland in politischer und socialer Beziehung gehabt, und er thut dies in der belehrendsten Weise. Es war lange zu beklagen, daß in den Geschichten des Zeitalters der Revolution alle Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten in Paris und die Feldzüge gerichtet war, erst Sybel und Tocqueville haben, was Frankreich betrifft, die tiefere socialen Gründe der Bewegung enthüllt, für Deutschland aber gebracht es, mit Ausnahme Preußens, bisher an einer eingehenden Schilderung der innern Verhältnisse. Offenbar aber liegt für uns doch die größte Bedeutung der ganzen Revolution in dem Einfluß, den sie auf die heimischen Zustände gehabt hat, das Werk von Berthes füllt daher um so mehr eine große Lücke aus, als unsrer Ansicht nach die gestellte Aufgabe auf das glücklichste gelöst ist.

Die Einleitung zeigt, wie am Ende des 18. Jahrhunderts das Bewußtsein der gemeinsamen Nationalität im deutschen Reiche vollkommen geschwunden war; gleich Leichensteinen standen Kaiserthum und Reichstag, Reichsgerichte und Reichsarmee umher, verwitterte Denkmale untergegangener Größe, die nur Spott oder Schmerz erweckten. Mit den politischen Formen war allmählig auch das politische Leben erloschen, das die Voraussetzung für die Dauer jedes andern nationalen Gutes bleibt, in den einzelnen Territorien waren die staat-

bildenden Kräfte erstarrt, die Erschöpfung des dreißigjährigen Krieges hatte den fürstlichen Absolutismus ermöglicht, der Staat sah im Menschen keinen berechtigten Bürger, sondern nur den Unterthan, das zu regierende Object. Nur mächtige Stöße konnten die träge Masse aufrütteln und als solche traten Friedrich der Große und die französische Revolution auf. Wir wollen uns hier bei ersterm nicht aufhalten, nachdem uns seine Bedeutung noch kürzlich Freytag so trefflich dargestellt hat und wenden uns zu der letztern. Die Revolution traf Deutschland nicht unvorbereitet; wenn keine lebendigen Parteien da waren, welche wie im Mittelalter und in der Reformation auf dem Boden der Wirklichkeit erwuchsen, so hatte doch die philosophische Speculation durch die Theorien der naturrechtlichen und Montesquieu'schen Schule vorgearbeitet. Da das Mitwirken am lebendigen Staat versagt war, so zimmerte man sich einen besten Staat in der Einbildung, in dem alles nach dem Richtmaß der Vernunft aufgebaut war, und begrüßte daher den Versuch der Franzosen, einen solchen Idealstaat in die Wirklichkeit zu übersetzen, mit lautem Beifall. Aber richtig bemerkt Berthes, daß durch Parteien, welche auf bloßen Theorien fußten, noch nie Staaten gestürzt oder reformirt sind, und daß jede eingreifende Veränderung auch in Deutschland nach 1789 aus den besonderen Zuständen, Personen und Ereignissen der Territorien hervorging, welche mit der Revolution zusammentrafen. Gerade in dem Theil des Reiches, das französischen Angriffen offen lag, war die Zerstücklung am täglichsten, während im entlegneren Osten Preußen und Oestreich einen Halt gaben; im Westen hatten also Revolution und Napoleonismus verhältnißmäßig leichtes Spiel, nachdem erst jene größern Mächte diesen Theil Deutschlands den Fremden überlassen hatten. Das deutsche linke Rheinufer theilte sich wesentlich unter die drei geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Köln und Trier und die beiden Reichsstädte Köln und Aachen. Nur die beiden letzteren hatten ein selbständiges Leben gehabt. Bereits in der Römerzeit hatte Köln eine Rolle gespielt, in der Einbürgerung des Christenthums auf deutschem Boden nahm es eine hervorragende Stellung ein, es wuchs während der Herrschaft der Merovinger und Karolinger und stieg im Mittelalter zu immer größerer Bedeutung. Es gehörte zu den wenigen deutschen Städten, in denen sich zu allen Zeiten ein Kern freier Geschlechter behauptete, die dann im zwölften und dreizehnten Jahrhundert den Kampf für die Unabhängigkeit von bischöflicher Herrschaft in erster Reihe und mit größtem Erfolge fochten, die Schlacht von Worringen (1288) stellte Köln dauernd vor dem Priesterregiment sicher. Im vierzehnten Jahrhundert folgten die Kämpfe der Geschlechter mit den Zünften, welche mit dem Siege der letzteren endeten, auf dem Verbundbrief von 1396 ruhte fortan die Verfassung der Stadt, die neue städtische Obrigkeit, Rath und Gasselfreunde, ging aus der gesammten zünftigen Bürgerschaft hervor. Das bewegte politische Leben hatte

ein starkes Geschlecht groß gezogen, das sich auch nach außen kräftig geltend zu machen mußte; weithin erstreckten sich Kölns Handelsbeziehungen, und bis zum fünfzehnten Jahrhundert leitete es mit Lübeck die Hansa; in Kunst, Wissenschaft und Handwerk stand es keiner deutschen Stadt nach. Aber der Geist wich aus den Formen, als Köln die Reformation zurückwies und die Dunkelmänner beschützte. Der Handel sank zur Krämerei, die Malerschule zur Anstreicherzunft, das Handwerk war auf den Bedarf der Nachbarn beschränkt, nicht einmal die vorhandenen Denkmäler wußte man vor dem Verfall zu bewahren. Während in den erzbischöflichen Residenzen Mainz, Koblenz und Bonn die Aufklärung wenigstens ein gewisses Leben in Verwaltung und Wissenschaft brachte, lag Köln wie Aachen regungslos in den starren Formen des Katholicismus, welche die Gegenreformation erzeugt hatte. Je bedenklicher der Erzbischof in Bonn dem neuen Geist huldigte, desto leidenschaftlicher warf sich das in Köln gebliebene Domcapitel mit seinen reichsfürstlichen und reichsgräflichen Domherren und Domicellaren, Vicaren und Capellanen in eine bigotte Opposition. Die zusammengeschmolzene Bevölkerung lag ganz in der Hand eines zahllosen Klerus. In den drei Gymnasien ertheilten Priester im Priesterkleid den Unterricht an Schüler, welche in allen Classen Rosenkranz und Gebetbuch stets bei sich führen mußten. Die Universität war halb eine kirchliche Anstalt, halb eine reichsstädtische Zunft, welche jeden Nichtkölnner eifersüchtig fern hielt. Die wenigen Versuche, etwas von dem Licht der Zeiten Lessings oder auch nur Sailers in die dumpfen Zellen einer hochmüthigen Orthodogie zu leiten, mißlangen vollständig. In dem Bestreben, die Stadt so rein von Gedanken zu erhalten wie die Hörsäle, wurde die Universität von dem erzbischöflichen Official, dem päpstlichen Nuntius und einem Dominicaner unterstützt, welcher aufgestellt war als Inquisitor gegen kegerische Schlechtigkeit; sie mit einander übten eine vierfache Censur. Es lebten nicht wenige Protestanten in Köln, aber sie durften weder ein Amt bekleiden noch ein Haus besitzen, weder eine Kirche noch einen Betsaal haben: auf einem im Rheine ankernden Schiffe durften sie sich versammeln. „Köln ist,“ schreibt ein reisender Franzose, „in jedem Betracht die abscheulichste Stadt in Deutschland; die meisten Häuser drohen den Einsturz, ein großer Theil derselben steht ganz leer. Privilegirte Bettler machen ein Drittheil der Bevölkerung aus; vor jeder Kirche sitzen sie reihenweise auf Stühlen und folgen einander nach der Anciennetät; stirbt der Vorderste ab, so rückt sein nächster Nachbar vor.“

Bei solchen Zuständen mußte auch das Verfassungsleben in vollkommenen Verfall gerathen; die Gasselfreunde hatten ihre alte Stärke verloren, weil bei ihrer Wahl die Zünfte sich fast nur durch die Größe der Geldspenden leiten ließen, der Rath wurde thatsächlich zu einem sich selbst ergänzenden Körper, unter dessen Mitglieder fast alle Aemter der städtischen Gerichtsbarkeit und Verwal-

tung vertheilt waren. Und die Regierung des Rathes war eine klägliche, die Finanzen lagen in der ärgsten Verwirrung, die Beschwerden stiegen mit jedem Jahr, während der Rath sich bei seinen Versammlungen mit den wichtigsten Gegenständen beschäftigte. Die Rathleute erschienen in Talar und Barett, die Bürgermeister im pelzverbrämten Scharlachmantel, um feierlich zu erklären, daß der Wittib Jungblut die Erlaubniß abgeschlagen werden solle mit Nägeln zu handeln, widrigenfalls dem Nagelschmiedamt erlaubt sei, sich die vorfindenden Nägel mittels behörig zu ersuchenden gewaltigen Beistands hinwegzunehmen, oder, als zwei Kölnische Soldaten gestohlen hatten, daß der eine 30 Stockschläge ad posteriora erhalten und an die kaiserlich königliche Werbung übergeben, der andere gleichfalls 30 Stockschläge ad posteriora erhalten, aber an die königlich preussische Werbung übergeben werden solle. Die kleinste innere Schwierigkeit zu beseitigen war dagegen der Rath unfähig, ohnmächtig stand er den Bewegungen gegenüber, welche die Zulassung der Protestanten oder die Beschwerden über Unterschleife in der Stadt herbeiführten.

Ganz ähnlich waren die Zustände in der alten Krönungsstadt Aachen, wo die Parteiungen und Unruhen in den letzten Jahren vor der Revolution einen so ernsten Charakter angenommen, daß 1787 eine Reichskammergerichtscommission unter Dohm zur Untersuchung der vorgefallenen Rechtsstörungen und zur Abstellung der Mißbräuche eintraf.

Solche Gemeinwesen konnten natürlich keinen Damm gegen das Ueberfluthen der Revolution bilden. Aber nicht weniger kläglich sah es in den geistlichen Landen aus. In Bonn, Coblenz und Mainz war das städtische Leben schon weit früher als in Köln und Aachen vollkommen verfallen, der Rath zur untergeordnetsten Verwaltungsbehörde herabgesunken, die sich wesentlich damit beschäftigte, die Privilegien der verkommenen Zünfte aufrecht zu erhalten. Da wurde die funfzehnjährige Gertrud in Neuendorf verurtheilt, dreimal 24 Stunden bei Wasser und Brod im Hundehaus zu sitzen, weil sie sich wiederholentlich an Mohrrüben vergangen, oder die nothgedrungenen Vorstellungen sammt süßfälliger Bitt der Perrückenmacherinnung gegen die Pfuscher und deren nöthige Abhelfung berathen. Und wie in den Städten, so fehlte es auch auf dem Lande an jedem selbständigen Leben, die Landstände traten nicht mehr zusammen, der Adel suchte Stellen und Vergnügungen an den sittenlosen geistlichen Höfen, die Bauern wurden durch Steuern und Frohnden gedrückt und ausgezogen. Die Regierung der letzten geistlichen Kurfürsten bot ein Durcheinander von starrer Bigotterie, Frivolität und Aufklärung, jede Hinneigung zum Protestantismus ward verfolgt, aber zahlreiche Stellen an Illuminaten vergeben und ein heftiger Krieg mit dem Papste darüber geführt, ob der Nuntius in Gegenwart des Erzbischofs sein schwarzes Käppchen aufbehalten dürfe. Heinse war Vorleser des Erzbischofs von Mainz, Eulogius Schneider ward an die Bonner

Universität berufen, der Hofadel lebte in Rousseau's Träumereien und hätte es doch als tolle Anmaßung empfunden, wenn sich jemand in das Capitel hätte eindringen wollen, dem die 16 Ahnen fehlten. Je nachdem eins dieser widersprechenden Elemente die Oberhand gewann, änderte sich die Regierung des betreffenden Kurfürstenthums, und neigte sich entweder Oestreich oder Preußen, entweder dem Papst oder den Lehren der Selbständigkeit zu, welche in der Emser Punctation ihren Ausdruck fanden. Solche Zustände mußten beim Zusammenstoß mit der Revolution rettungslos, fast wehrlos fallen und der Umwälzung den günstigsten Boden bieten.

Die merkwürdigste Erscheinung bei dieser Lage der Sache bleibt, daß dennoch die Franzosen von der Bevölkerung nirgends gut aufgenommen wurden; es waren einzelne Enthusiasten wie Forster und Görres, oder die anarchischen Elemente, welche der neuen Freiheit und Brüderlichkeit zujauchzten, aber Bürger und Bauern zeigten ihren Widerwillen gegen die Neuerungen sehr nachdrücklich und konnten nur durch Terrorismus dazu gebracht werden, um den Freiheitsbaum zu tanzen. Als der französische General Dampierre in Aachen eine Volksversammlung berufen, um durch sie die bisherigen Behörden zu beseitigen, riefen alle auf die Frage, ob sie mit ihrer Verfassung zufrieden seien, ja! ob sie keine Aenderung wünschten, nein! und liefen sofort wieder nach Hause. Aehnlich war es in Köln und andern Städten, in Coblenz protestirten alle Zünfte gegen die Erklärung der Republik, es war unmöglich, die Bürger zur Unterzeichnung einer Adresse zu bewegen, und da man einmal viele Unterschriften brauchte, wurden die Knaben aus der Schule herbeigerufen und mußten ihre Namen, doch ohne Angabe ihres Berufes, eintragen. Das Landvolk war in der besten Disposition, und wenn sich ein leitender Kopf in den Regierungen gefunden, so wäre der Widerstand leicht zu organisiren gewesen. Davon war aber freilich nichts zu sehen; zuerst suchte man die Vorgänge zu ignoriren, das Bonnische Intelligenzblatt erwähnte bis zum Sturm der Bastille wegen Mangel an Raum nichts von den Unruhen in Frankreich, der hochedele hochweise Rath von Köln verwarnte die Zeitungsschreiber, „welche über die Grenzen der ihnen bloß zustehenden Geschichtserzählungen mit allerlei unpassenden und anzüglichen Zusätzen, Vernünftelungen und Ausschweifungen hinausgehen“. Als dies Mittel nicht mehr half, erfolgten eindringliche Mahnungen zur Anhänglichkeit an die angestammte Obrigkeit, aber zu gleicher Zeit packten die Kurfürsten und der Hofadel ihre Kostbarkeiten ein und flohen bei der ersten Annäherung der französischen Schaaren. Das erweckte nun wohl Erbitterung gegen die erstern, aber keine Vorliebe für die letztern, um so weniger als die französischen Brüder anfangs leise, dann sehr laut mit Ansorderungen hervortraten; alle erdenklichen Dinge wurden von den Gewalthabern requirirt, alle bestehenden Steuern mit der äußersten Härte forterhoben, der Zwangscurs der Assignaten durch Militär-

gerichte durchgeführt. Da die Generale fürchteten, daß das Land sich gegen den Druck auflehnen werde, griffen sie zu den schärfsten Vorsichtsmaßregeln, alle Waffen mußten abgeliefert werden, jedes gefährliche Gespräch sollte vor die Revolutionstribunale gebracht werden; dagegen lösten sich ungestraft alle socialen Bande, Raub, Plünderung, Erpressung waren an der Tagesordnung; bald begann auch das Hinwegschleppen der Kunstschätze nach Paris. Aber während die Bevölkerung keinerlei Grund hatte sich des Einbruchs der Franzosen zu freuen, so gab es wohl enthusiastische Köpfe, welche von den neuen Ideen berauscht und von der Verkommenheit der alten Zustände angewidert, die Republikaner mit Begeisterung begrüßten; die bedeutendsten von ihnen waren Georg Forster und Joseph Görres. Forster ist von Berthes mit besonderer Vorliebe behandelt, eigentlich in einer vollständigen Biographie, die uns zu sehr aus dem Rahmen des Buches herauszutreten scheint. Dies war kaum nöthig; denn kaum wird noch jemand der Ansicht von Gervinus sein, der Forster als großen deutschen Staatsmann empfiehlt, während er doch nur ein hochbegabter Mensch war, der in allem Dilettant blieb. Nicht allein im Mangel religiöser Gesinnung, sondern auch namentlich in dem männlicher Kraft, welche dem Unglück fest die Stirne bietet, lag Forsters tragisches Verhängniß, das ihn bei seiner beweglichen Natur von einer Verirrung zur andern trieb, bis er enttäuscht ein einsames Grab in Paris fand. Anders stand es mit Görres. Weit jünger als Forster erfaßte er die Idee der Republik mit Begeisterung, aber die wirklichen Republikaner enttäuschten ihn bald gründlich, und auch er ward ihnen schnell verhaßt, als er gegen Corruption und Gewaltthätigkeit seine Stimme unerschrocken erhob. Wie für Forster schwanden für ihn durch einen Besuch in Paris alle Illusionen, aber er kam geheilt von dort zurück, und nun entwickelte sich in ihm eine heilsame Reaction.

Die eisenhanische Republik, welche trotz aller Bemühungen von Schwärmern und Ehrgeizigen keine einzige Gemeinde des linken Rheinufers für sich hatte und nur durch Militärgewalt durchgeführt ward, war eine flüchtig vorübergehende Erscheinung, die Lehre von den natürlichen Grenzen verlangte die Einverleibung; französische Gouvernementscommissare übernahmen die Verwaltung, endlich wurden 1802 die vier rheinischen Departements den französischen gleichgestellt. Eine vollkommene Umwälzung aller Rechtsverhältnisse trat ein. Adel, Alerus, städtische und gutherrliche Obrigkeiten hatten ihre Stellung verloren. Alle Prärogative, Exemtionen und Privilegien wurden aufgehoben, die Adels-titel und Substitutionen abgeschafft, die Klöster säcularisirt, später der code civil eingeführt. Dies waren große Vortheile für das Volk, die Bauern wurden von allen gutherrlichen Lasten befreit und erwarben die Güter als Eigenthum, die sie bisher nur in erblicher Nutzung gehabt, gar mancher harte Amtmann zog jetzt höflich vor dem citoyen den Hut. Die Aufhebung der Zünfte,

die Gleichheit vor dem Gesetz gab dem Bürgerstande neues Leben, die Rheinschiffahrtsoctroi ward geordnet, Köln ward Freihafen. Allmählig verbesserte sich auch die Verwaltung, seit Napoleon am Ruder war, wurden keine Unterschleife und Vergewaltigungen geduldet, mit Nachdruck ward für die Herstellung polizeilicher Sicherheit gesorgt, das Schulwesen ward neu organisiert, der katholische Cultus wiederhergestellt. Alle diese Resultate der Regierungsthätigkeit Napoleons wurden anerkannt und führten eine für die französische Herrschaft nicht ungünstige Stimmung herbei. Dazu kam, daß die unmittelbaren Kriegsdrangsale dem Lande erspart blieben, der Durchzug der Heere gab neben einzelnen Lasten auch viel Verdienst, bei den hohen Kornpreisen machten die Bauern große Gewinne an den Lieferungen für die Armee. Aber neben diesen Wohlthaten eines wenigstens äußerlich aufbauenden Regimentes machten sich auch von Anfang an große Schattenseiten geltend, vor allem der Druck, der auf dem geistigen Leben lag, das ganze Kaiserreich war eben doch ein großer intelligenter Despotismus. Kirche, Schule und Presse wurden unter strengster Aufsicht gehalten; dabei mußte natürlich eine vollständig mechanische Behandlung eintreten, mehr und mehr ward alles nach französischem Schnitt eingerichtet, die Lyceen bekamen einen klösterlich militärischen Charakter, Franzosen drängten sich in die Lehrerstellen ein, man suchte den deutschen Unterricht so viel wie möglich zu beseitigen. Dies wurde unmuthig gefühlt, aber das Gefühl ging noch nicht tief, das linke Rheinufer hatte mit dem übrigen Deutschland die Zeit der geistigen Erstarrung, aber nicht die Erweckung gekannt, Lessing und Klopstock waren spurlos an ihm vorübergegangen. Der Unmuth drang in die Massen erst, als der materielle Druck durch Steuern und Conscription sich unter den unaufhörlichen Kriegen von Jahr zu Jahr steigerte, besonders seit dem Beginn des russischen Feldzuges.

Einzelne bedeutendere Männer aber fanden sich auch früher, welche den Geistesdruck fühlten und nur im festen Anschluß an das nationale deutsche Leben Rettung sahen; von ihnen sind Görres und Voisseré die bedeutendsten. Bitter über seine geträumte Republik durch die Republikaner getäuscht, hatte Görres nach seiner Rückkehr von Paris sich auf eine Lehrerstelle am Gymnasium in Coblenz zurückgezogen und sich poetisch-philosophischen Studien hingeeben. Er schloß sich an die ausblühende romantische Schule, Arnim und Brentano fesselten ihn, er warf sich auf Kunst und Poesie des Mittelalters und ward in der Stille seiner von französischen Behörden unbeachteten Arbeiten aus einem Dekadenspötter zu einem katholischen Deutschen, dessen seit 1810 in Berthes vaterländischem Museum erscheinende Aufsätze den tiefsten Ingrim gegen die Fremdherrschaft athmeten. „Da ist keine Achtung für Besonderheit und Nationalität,“ schrieb er 1811, „jener altfranzösische Gartengeschmack, der aus Bäumen Menschen schnitt, schneidet jetzt Menschen zu Wänden und Hecken. Jüder

und Neuseeländer würden Präfecten, Code und Censur bekommen, wenn sie uns erst angehörten, sie haben das kleinste Maß von Menschen als Grundmaß angenommen, alles Andre wird abgehauen und wie die Nasenpläge glatt geschoren und gleich gewalzt.“ — In andrer Weise wirkte Boissierée für deutsches Wesen. Aus Köln gebürtig, hatte er in Hamburg in Neimarus' Kreise einige Jahre zugebracht, die ihn der deutschen Literatur gewannen; nach seiner Rückkehr begann er die Kunstschätze seiner Vaterstadt zu studiren und mit gleichgesinnten Freunden Bilder der deutschen Schule anzukaufen; mit seinem Bruder erforschte er am Dome die Gesetze der gothischen Baukunst. Wie die Gebrüder Grimm die mittelhochdeutschen Dichtungen wieder entdeckten, so haben die Boissierée's deutsche Malerei und Baukunst wieder gefunden und durch geschichtliche und künstlerische Forschung und Darstellung dem Verständniß näher gebracht.

Perthes theilt den zweiten Abschnitt seines Buches in vier Theile, Dalberg und sein Land, die unselbständigen Rheinbundstaaten des westlichen Deutschlands, Bayern und Württemberg.

Dalberg ist ein schlagendes Beispiel für die Wahrheit, daß alle Begabung ohne Charakter in öffentlichen Verhältnissen zu nichts führt. Aus einer alten reichsritterlichen Familie entsprossen, zeichnete er sich früh aus und ward bereits im 28. Jahre zum kurmainzischen Statthalter in Erfurt ernannt. Ohne gründliches Wissen und wirkliche Durchbildung hatte er einen lebhaften Trieb Kenntnisse zu verbreiten und den unruhigen Eifer seine Untergebenen aufzuklären, er schrieb bald über Aesthetik, bald über Chemie, heute über Christenthum und morgen über Criminalgesetze, er trat in Verbindung mit dem weimarschen Hofe, er förderte Schiller und stand in lebhaftem Verkehr mit Wilhelm von Humboldt, der an ihn seine Ideen über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates richtete, um die Vielregiererei zu bekämpfen, freilich ohne Erfolg. Er gewann vielfache Anerkennung, aber kein volles festes Vertrauen, wie es für den Staatsmann nothwendig ist; dieser Mangel zeigte sich weniger in Erfurt, wo er als Statthalter ein kleines Gebiet regierte, aber desto mehr, sobald er in größere Verhältnisse übergriff. Er wünschte Coadjutor und Nachfolger des Kurfürsten von Mainz zu werden, benahm sich aber so, daß die preußische Partei ihn für österreichisch, die österreichische für preußisch gesinnt hielt. Als er endlich durch preußischen Einfluß gewählt ward, trat er zwar dem Fürstenbunde bei, sandte aber gleichzeitig ein Schreiben an Kaiser Joseph, das demselben als Beweis vollkommener politischer Hingebung erschien. Als die Stürme der Revolution ausbrachen, suchte Dalberg seine Befriedigung in theoretischen Untersuchungen über Regierungskunst und schöne Künste; als die Gefahr näher rückte, verlangte er die Ernennung Erzherzog Karls zum Dictator; als er sah, daß nach dem Frieden von Campo Formio die Säkularisation unvermeidlich war, warf er sich Napoleon in die Arme. Durch dessen Gunst behielt er allein von allen geistlichen Herren eine

landesherrliche Stellung, und nur durch Napoleon konnte er dieselbe behaupten und erweitern. Der gewaltigen Persönlichkeit des Kaisers gegenüber zeigte sich die weiche Willenlosigkeit des Primas. Als er vor der Schlacht von Austerlitz im Glauben an das Sinken von Napoleons Stern die Stellung von Truppen geweigert und eine wunderliche Proclamation erlassen, mußte er sich die härteste Behandlung gefallen lassen; er suchte sein Unrecht vergessen zu machen, indem er Napoleon zur Regeneration der Reichsverfassung aufforderte, deren Grundzüge im Rheinbund ihre Verwirklichung erhielten. Cardinal Fesch, ein Corse, der kein Wort deutsch verstand, dessen einziger Titel für geistliche Würden seine Verwandtschaft mit Napoleon war, ward auf seinen Wunsch Coadjutor, Dalberg selbst Großherzog von Frankfurt. Ehre genug ward dem eiteln, schwachen Mann zu Theil, aber er fühlte stets, daß er ein Werkzeug in fremder Hand sei, er, der mit Königen an einer Tafel speiste, wagte nicht sich für die Milde- rung von Steins Acht zu verwenden und führte, seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen entgegen, die ganze Napoleonische Gesetzgebung in seinem Großherzogthum ein. Das Geschöpf folgte dem Schicksale seines Schöpfers; mit der Schlacht von Leipzig fiel Dalbergs Staat, er hatte schon vor der Ankunft der Verbündeten Land und Leute in Stich gelassen und starb vergessen, ein warnendes Beispiel für Fürsten, die ihre Stütze im Auslande suchen. Richtig urtheilt gewiß Berthes, wenn er sagt: „Er ist weder unberechtigter noch selbst- süchtiger und niedriger aufgetreten als die andern südwestlichen Rheinbundsfür- sten, aber er hatte reichere Gaben als sie und ebenso wenig geleistet, er hatte größer geredet als sie und ebenso klein behandelt.“

Die Länder, wo unleugbar die neue Ordnung der Dinge am wenigsten schonungslos durchgeführt ward, waren Baden, Nassau und Hessen-Darmstadt. Sie folgten zwar dem neuen Sterne, der das Markgrafenthum zehnfach ver- größerte und dem Landgrafenthum zur doppelten Einwohnerzahl verhalf; die Verschmelzung der verschiedenartigen kleinen Territorien zu einem neuen Staate konnte auch ohne durchgreifende, die bestehenden Rechte oft schwer verletzende Maßregeln nicht geschehen, aber in den drei Ländern wirkte die Persönlichkeit des Fürsten mildern ein. Karl Friedrich von Baden zeigte sich vor allem als ein ehrenwerther religiöser Fürst, der die allgemeine Liebe seiner Unterthanen genoß, wenn auch freilich von einer Unabhängigkeit des Charakters den Fran- zosen gegenüber keine Rede war. Unterrichtswesen und Kirche erfreuten sich einer ernsten und gesunden Gesetzgebung, die Universität Heidelberg ward reor- ganisirt und hob sich rasch durch ausgezeichnete neuberufne Lehrer; Armenpflege, Steuerverfassung und die gesammte Verwaltung wurden zweckmäßig ge- ordnet.

In Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau fand sich wenigstens ein Kern, der eine Vergangenheit hatte, und an den sich die neuen Erwerbungen an-

schließen konnten, namentlich Fürstenhäuser, welche die Rheinbundsouveränität mit der Vorzeit verknüpften. Aber wie Dalbergs frankfurtischer Staat, so waren das Großherzogthum Berg und das Königreich Westphalen reine Erzeugnisse des Zufalls und der Willkür, aus einem Gemenge von früheren Territorien zusammengewürfelt und einem Verwandten Napoleons als Versorgung gegeben. Die Wirthschaft Jerome's, welche König in seinem Carneval behandelt, findet eine scharfe Charakteristik bei Perthes; die Sünden des preussischen Adels, der sich vor den französischen Abenteurern willfährig beugte, glücklich war, ihnen seine Töchter geben zu können und selbst am liederlichen Hofe zu prassen, werden so streng hervorgehoben, wie die feige Weisheit Johannes v. Müllers, der sich plötzlich umzudenken mußte vor dem, dem Gott die Welt in seine Hand gegeben. Doch hätte Müller wohl eine etwas ausführlichere Behandlung verdient, und namentlich der unvergleichliche Absagebrief von Genz citirt werden sollen, denn wie Dalberg unter den Vornehmen, so steht Müller unter den Gelehrten als warnendes Beispiel da.

Anders als diese unselbständigen oder durch die Laune des Zufalls gebildeten Staaten stellten sich Bayern und Württemberg im Zeitalter der Revolution. „Das bayrische Volk ist geistlich, schlecht und gerecht, läuft gern wallfahrten, legt sich mehr auf Ackerbau und Viehzucht als auf den Krieg, bleibt gerne daheim, trinkt sehr, hat viele Kinder, ist etwas unfreundlich und hartnäckig.“ Mit dieser Schilderung des Chronisten Johannes Aventinus aus dem fünfzehnten Jahrhundert stimmt der bayrische Charakter noch heute vollkommen; dem sinnlichen Behagen zugewendet, kennt dieser Stamm das innere Drängen und Suchen des deutschen Geistes wenig, schwerlich, bemerkt Berg, hätte unter ihm die Faustsage entstehen können. Hervorragende Persönlichkeiten, Erfinder und Entdecker sind nicht aus ihm hervorgegangen, seine Bedeutung für Deutschland liegt in dem Stamm als Stamm, den er um so leichter fest und geschlossen erhalten konnte, je ärmer er an Persönlichkeiten war. Er blieb unter einem alten Fürstengeschlecht in einem Herzogthum vereinigt, während Schwaben und Franken sich zersplitterten. Durch die Geschlossenheit aufgefördert eine Bedeutung zu erstreben und durch die geographische Lage doch wieder von einer großen politischen Stellung ausgeschlossen, ward Bayern im Widerspruch zwischen Wollen und Können dahin gedrängt, sich durch ausländische Hülfe zu verschaffen, was es aus eigener Macht nicht erreichen konnte, es gab sich in inneren Verhältnissen Rom, in ausländischen Frankreich hin. Bayern war das einzige Territorium Deutschlands, in welchem der Protestantismus nie Wurzel faßte, wo daher aber auch der Katholicismus am meisten entartete. Der vierte Theil des Jahres bestand aus Feiertagen, Cultus und Unterricht waren den unwissendsten Mönchen anvertraut, von 100, ja 200 Menschen konnte nur einer

lesen, Unterricht in der deutschen Sprache ward als lutherisch gefürchtet. Erstorbne Zünfte, Bann und Stapelgerechtigkeiten hielten jeden frischen Aufschwung von Handel und Gewerbe danieder. Dieses Volk und dieses Land ward von einem verschwenderischen, liederlichen Hofe regiert, an welchem der reiche Adel in Sittenlosigkeit und üppigem Müßiggang lebte, der arme um die Gunst der Maitressen und Beichtväter buhlte. Alle Aemter bis zu dem der Wäscherin herab waren Gegenstand des Handels, an einem Orte stand ein Fräulein als Oberforstmeister an der Spitze einer zahlreichen Verwaltung. In diesen verkommenen Zuständen prosperirten die Illuminaten, an deren seichte Aufklärung sich viele angeschlossen, denen die Fortdauer des gegenwärtigen Treibens unmöglich schien. Es bedurfte einer rücksichtslos durchgreifenden Persönlichkeit, um diesen Auliasstall auszuräumen, sie fand sich in Montgelas. Aus alter savoyischer Familie entsprossen, war er als Illuminat in München mißliebig geworden und kam erst zurück als May Joseph v. Zweibrücken, dessen Vertrauter er geworden, als Kurfürst in München einzog. Er wurde damals Minister und blieb es neunzehn Jahre. Montgelas war ein in seiner Art bedeutender Mann. Politischen Adel, sittliche und religiöse Tiefe durfte man freilich nicht bei ihm suchen, Naturen wie Stein waren ihm vollkommen unverständlich, aber sein scharfer Blick, sein Wissen, seine skrupellose Gewandtheit, die sich Napoleon gefügig unterzuordnen mußte und den Kleinen gegenüber vor keiner Gewaltthat zurückschreckte, wurde von großer Bedeutung für seine Zeit.

Nach dem allgemein gültigen Musterbilde in Paris verfuhr der Minister, dem sein wohlwollender aber unbedeutender Herr freie Hand ließ, in München. Alles was Landstände und Gemeinden noch an Selbständigkeit besaßen, ward vernichtet, die Regierung zur Quelle aller Gewalt gemacht und von oben bis unten alles bureaukratisch organisirt. Aber dieser Ministerialdespotismus war für Bayern vielleicht ein notwendiger Durchgang zu einem geordneten Staatsleben. Lehnverband und Leibeigenschaft wurden aufgehoben, Wüsteneien urbar gemacht, Dienstbarkeiten abgelöst, Brod- und Bierzwang beseitigt. Eine neue Polizeiordnung schritt scharf gegen das Bettelwesen ein, erleichterte aber die Niederlassung. Unter Feuerbachs Leitung wurden die Gefängnisse umgestaltet, die Folter abgeschafft und ein neues Strafgesetzbuch abgefaßt, Krankenhäuser wurden gebaut und die Kuhpockenimpfung eingeführt. Das Unterrichtswesen ward neu geregelt, die Jesuitenuniversität Ingolstadt hob Montgelas auf und gründete Landshut; Jacobi, Schelling, Jacobs, Thiersch und Savigny wurden Mitglieder der Münchener Akademie. Die Beschränkungen der Protestanten mußten fallen, alle christlichen Religionsverwandte erhielten durch das Edict von 1803 gleiche Rechte, in München bildete sich eine evangelische Gemeinde, waren doch auch beide Gemahlinnen des Kurfürsten evangelisch! Gleichzeitig ward die

Allmacht der katholischen Kirche sehr eingeschränkt, die Geistlichkeit sollte nicht mehr einen Staat im Staat bilden, das Placet ward verschärft, das Kirchenvermögen unter Aufsicht der Regierung gestellt und die Klöster zum großen Theile eingezogen; unbeachtet verhallten die Klagen des Papstes, daß May Joseph die preiswürdigen Fußtapfen seiner Vorfahren verlassen, welche ihm das gesegnete Land in schönster Blüthe des katholischen Glaubens ohne Makel überliefert hätten.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses gewaltsame Eingreifen sehr verschieden beurtheilt ward, aber im Ganzen war die Stimmung der Bevölkerung der Richtung des Ministers günstig, weil es eben klar zu Tage lag, daß das Bestehende nicht dauern konnte; in dem scheinbar so bigott katholischen Lande fand er überall willige Werkzeuge gegen die Kirche, mit stumpfer Gleichgültigkeit sah die Menge den Verwüstungen der Klöster zu, dies war das Ergebnis einer zweihundertjährigen unbedingten Priesterherrschaft. Eben deshalb aber war das Montgelasche Regiment in Tyrol unmöglich, wo ein freier, mit seinem Loos zufriedener Bauernstand mit Gewalt in neue widerwärtige Formen gezwängt werden sollte. Die auswärtige Politik Bayerns liegt außerhalb der Aufgabe unsres Verfassers, ihre unheilvolle Richtung ist nur zu klar, wenn man auch entschuldigend anführen mag, daß es die Kurzsichtigkeit Thuguts wesentlich war, welche den Kurfürsten in die Arme Frankreichs trieb.

Die reformatorische, oder wenn man will revolutionäre Rolle, welche Montgelas in Bayern spielte, übernahm in Württemberg der Souverain selbst. Die Aufgabe war ähnlich, aber an einen sehr verschiedenen Stoff gestellt. Im Gegensatz zum bayrischen Stamme ist der schwäbische individualisirt, in Dichtung und Speculation, in Theologie und im handelnden Leben hat Schwaben immer aufs neue bedeutende Persönlichkeiten hervorgetrieben, Schiller, Uhland, Kerner, Hegel, Bauer, Strauß und Schelling, die beiden Moser, Schubert, Pfizer entstammen in neuerer Zeit dem Boden, auf dem die Wiege der Hohenstaufen und Hohenzollern stand. Der individualistischen Richtung entsprach auch die territoriale Zersplitterung, nur die Grafen von Teck hatten ein ansehnliches Gebiet zusammengebracht, aber ihrem Bestreben dasselbe zu erweitern, nachdem sie Herzoge von Württemberg geworden, stand ein starker Adel und eine sehr selbständige Kirche gegenüber. Noch im achtzehnten Jahrhundert, der Zeit der Fürstenwillkür, konnte Herzog Karl es mit aller Gewaltthätigkeit nicht durchsetzen, sich als Alleinherrscher anerkannt zu sehen und mußte 1770 den Erbvergleich abschließen; erst Herzog Friedrich sollte, auf die auswärtige Macht des Rheinbundes gestützt, die unbeschränkte Souveränität durchführen. Der Eindruck, den er von Friedrich dem Großen empfing, wirkte in ihm nach, aber während der König den Staat in sich verkörperte, wollte der Herzog Württemberg mit sich Eins sein lassen, weil er es für die Bestimmung seines Landes hielt,

seiner persönlichen Willkür zu folgen. Jede Hemmung schien ihm Auflehnung, Rechte anerkannte er sich gegenüber nicht, der zähe Widerstand des Bestehenden trieb ihn zu Heftigkeit und Starrsinn, der Grund seines Charakters war nach der Aeußerung eines Zeitgenossen grauenvoller Despotismus, den man noch nie in dieser Gestalt auf deutscher Erde gesehen. Diese fürstliche Machtvollkommenheit suchte er vor allem im Aeußern darzuthun, indem er sich mit einem ebenso glänzenden als entfittlichten Hofe und feierlichem Ceremoniell umgab. Dem Adel ward bei Verlust des vierten Theils seiner Einkünfte geboten, jährlich drei Monate in Stuttgart sich aufzuhalten, prächtige Bauten, Parks, Jagden und Feste verherrlichten den Erwerb der Königskrone von Napoleons Gnaden; wenn der König nach Heilbronn oder Friedrichshafen fuhr, mußten die Stuttgarter Zeitungen melden, er sei in die nördlichen oder südlichen Provinzen seiner Staaten verreist. In den neuen Erwerbungen, den verkümmerten Reichsstädten und erstarrten reichsfreiherrlichen und gräflichen Parcellen fand der Eigenwille Friedrichs wenig Widerstand, aber Altwürttemberg war im Kampfe mit seinen Herzögen um das Landesrecht groß gewachsen und ließ sich dasselbe auch nicht leichten Kaufes nehmen, und Herzog Friedrich hatte gleich beim Regierungsantritt feierlich die althergebrachten Rechte beschworen. Aber gleich darauf begann er seine Uebergriffe und suchte beim Reichshofrath Hülfe, die derselbe blind gewährte; der landständische Ausschuß hielt sich tapfer in seinem Widerstande und wurde erst überwunden, als der Herzog von Oestreich zu Napoleon überging, am Reichsfeinde fand Friedrich die Stütze, welche ihm erlaubte, die Landstände aufzulösen, die beschworne Verfassung ward als „eine nicht in die ige Zeit passende Einrichtung“ aufgehoben. Alles ward nunmehr nach französischem Vorbilde zugeschnitten, das neue Königreich ward in 12 Departements getheilt, Tabaksregie und Conseription eingeführt, eine gefügige Bürocratie geschaffen, die bis in die untersten Kreise des Lebens reichte. Von 1806—1814 wurden 2342 Rescripte, Decrete, Manifeste und Verordnungen erlassen, welche bald zum Heil bald zum Uebel des Landes Altes zerstörten und Neues einführten. Die beste Seite des neuen Staatsmechanismus waren die Finanzen, der König häufte nicht wie Montgelas Schulden auf Schulden, er wußte strenge Ordnung durchzuführen und erreichte es durch harte Auflagen, daß die Kassen niemals leer waren. Der Sultanismus, der alle Institutionen auf weltlichem Gebiete brach, konnte auch eine selbständige Landeskirche nicht dulden. Altwürttemberg war ein ebenso entschieden protestantischer Staat wie Altbayern katholisch war; König Friedrich nahm durch ein Rescript der Kirche ihr gesamtes Vermögen von 30 Millionen Gulden und hob den Kirchenrath auf, die Universität Tübingen und das gesammte Unterrichtswesen kam unter die Staatsverwaltung.

Wir schließen hier unsern Rechenschaftsbericht und wünschen, daß er dem Grenzboten III. 1862.

Buche, welches bereits in zweiter Auflage erschienen, neue Leser zuführe. Berthes hat lebensvoll und mit strenger Gerechtigkeit seine Aufgabe durchgeführt, er hat kein Bedauern für die verkommenen alten Zustände und anerkennt, daß eine Radicalkur nothwendig war diesen Schutt zu beseitigen, er sieht es als verhältnißmäßig vortheilhaft an, daß die Revolution von oben herab durchgeführt ward und Deutschland so vor dem wüsten Durcheinander der Pöbelanarchie bewahrt ward, welche Frankreich dulden mußte, aber seine nationale Gesinnung erhebt sich mit Ingrimme dagegen, daß deutsche Fürsten sich auf das Ausland stützen mußten, um im Innern umzubilden und daß das „l'état, c'est moi“ der Vorwand werden mußte, um abgestorbene Institutionen zu beseitigen.

## Römisches Straßenleben.

Schluß aus voriger Nummer.

Laß uns weiter schreiten über das Forum, über das Campo Vaccino mit seinen Düngerhaufen, seinen lagernden Stieren und Büffeln, dem Titusbogen zu. Wir wandeln auf den breiten Pflastersteinen der Via Sacra; unter dem Bogen laufen wir Spießruthen zwischen einer Doppelreihe blinder Bettelweiber oder Krüppel, die ihre Blechbüchsen schütteln, indem sie uns ihr „povera cieca; povero stroppiato“ zurufen. Mit Mangel an kleinem Geld kann man sich nicht entschuldigen, denn die blinde Frau ist vermögend genug, um selbst einen Scudo wechseln zu können. Ein Bettler sitzt an der Straße, seine Nothdurft verrichtend; auch er streckt uns, ohne seine Stellung zu ändern, die Hand entgegen: „ho fame, donate qualche cosa Moussiou!“ sagt er. Auf der grünen Anhöhe links, da wo einst die Säulenhallen des Doppeltempels der Roma und Venus standen, sind Gruppen von Vassalli (Leuten aus dem Volk) und Soldaten gelagert; sie spielen das Lotto; der Bankhalter ruft seine Zahlen, ähnlich wie in Deutschland beim Kegelschieben, in nur den Eingeweihten bekannten Ausdrücken, und wenn einer der Spielenden eine Quatterne besetzt und so einen Preis gewonnen hat, so erheben die andern ein Wuthgeschrei: „si ammazato, si scanato“ d. h. sei ermordet, sei erdolcht und